

Gert Otto

Traumatisierungen? Schlüsselerfahrungen als Luftwaffenhelfer

In memoriam Gunter Otto

Was ich mit »Traumatisierungen« meine, will ich – vorläufig – an einer aktuellen Szene exemplifizieren:

Gestern, am 4. Mai 1999, ging die Nachricht durch die Presse, daß ein hoher deutscher Offizier der Meinung sei, es müsse für die Angehörigen der Bundeswehr eine »Tapferkeitsmedaille« gestiftet werden. Kontext dieser Idee: der Nato-Angriff auf Jugoslawien. Ich kann auf solche Nachricht nicht bedachtsam reagieren und einigermaßen ruhig fragen?: warum diese Medaille, warum jetzt, für wen, wofür? Ich kann nur explodieren. Ich kann nur fragen: Sind wir wieder so weit, daß Gewalt, daß Kadavergehorsam, genannt »Tapferkeit vor dem Feind«, genannt Heldenmut, prämiert werden? Sind wir wieder so weit, daß Aktivitäten, die das Leben von Menschen kosten, einer Auszeichnung für wert gehalten werden? Ich weiß ja, wie man für solche Leistungen ausgebildet – oder besser: abgerichtet? – wird.

Ich reagiere übermäßig. Die Möglichkeit, angemessen zu reagieren, ist mir abhanden gekommen. Sie ist mir genommen worden, weil ich bereits mit sechzehn Jahren (und früher) in den Genuß militärischer »Erziehung« gekommen bin. Daher bin ich in einschlägigen Diskussionen ungerecht. Ich weiß es, und ich will es nicht anders. Ich kann es nicht anders wollen, denn ich müßte zu viel vergessen, was ich nicht vergessen kann. Genauer: was nicht vergessen werden darf.

*

Nicht nur weil von Gunter Otto, gestorben am 28. Januar 1999, zwei einschlägige Texte vorliegen,¹ sondern – mehr noch – weil wir als Zwillinge unsere Kindheit und Jugend im Dritten Reich, die Hitlerjugend und die Luftwaffenhelferzeit gemeinsam erlebt haben, beziehe ich seine Texte kontinuierlich und gelegentlich auch seine Person in meine Reflexionen und in meine Darstellung ein. Dies legt sich auch deswegen nahe,

1 Gunter Otto, Es war alles so normal – und doch ganz anders, in: *Wolfgang Klafki* (Hg.), *Verführung, Distanzierung, Ernüchterung. Kindheit und Jugend im Nationalsozialismus*, Weinheim 1988, 120–130. – Ders., Anmerkungen zu G. von G., in: *Albrecht Grözinger / Henning Luther* (Hg.), *Religion und Biographie. Festschrift Gert Otto*, München 1987, 13–29.

weil unsere Beurteilungen und Einschätzungen weitestgehend übereinstimmen.

Die Luftwaffenhelferzeit erinnern bedeutet für mich, die Vorstufe, also Erfahrungen im Deutschen Jungvolk und in der Hitlerjugend, mit berücksichtigen. Ich werde von traumatischen Erfahrungen reden. Ein Trauma ist eine Wunde, eine Verletzung; im übertragenen Sinne ist es eine Niederlage. Um beide Bedeutungen geht es. Schlüsselerfahrungen und -erlebnisse sind nicht nur Glückserfahrungen.

*

Wer waren wir als Kinder? Wie waren wir? Ich notiere aus der Retrospektive – also sind alle Vorbehalte angezeigt – einige Tendenzen, wie ich sie zu erkennen meine:

Wir waren eher zaghaft als draufgängerisch. Wir waren eher introvertiert als das Gegenteil. Gehorsam im Elternhaus war uns selbstverständlich, weil er nicht unbegründet abgefordert wurde. »Echte« Jungen – im Sinne der Nazizeit – waren wir nicht, aber intensive Leser. Mutproben waren nicht unsere Sache. Aber Duckmäuser waren wir auch nicht. Wir hatten Freunde, aber nicht jeder war unser Freund. Wir liebten das Fußballspiel, auch wenn wir dabei keine »Größen« waren. In die Schule gingen wir ausgesprochen gern. Einige Lehrer verehrten wir, andere nicht. Geländespiele liebten wir gar nicht, Völkerball auch nicht, besonders wenn mit dem Medizinball gespielt wurde ...

Wenn ich zurückdenke, war meine Kindheit heiter und ernsthaft zugleich. Die prägende Gestalt war unsere Mutter.

Ich setze diese Stichworte hierher, sie mögen sich in erster Linie auf das Alter zwischen sechs und zehn oder zwölf Jahren beziehen, weil sie vielleicht hilfreich sind für die Antwort auf Fragen wie die: Wer war das denn, der da mit zehn Jahren ins Deutsche Jungvolk eintrat? Wodurch war der geprägt, der da mit sechzehn Jahren (1943) Luftwaffenhelfer wurde? Wie war er vorher?

*

Mit dem Eintritt ins Jungvolk bahnt sich für mich als Zehnjährigen etwas an, was ich so noch nicht kennengelernt hatte: die Erfahrung von *Ambivalenz*.

»Fortan hatten wir am Mittwoch- und Sonnabendnachmittag, zum Teil bis in den frühen Abend hinein, »Dienst«. Dienst fand in Form von Heimabenden, Exerzieren, umständlich, aber aufschlußreich »Ordnungsübungen« genannt, Singen, Sport und Ausmärschen im Stadtviertel statt. Das Exerzieren war eine vormilitärische Grundschulung: »Stillgestanden«, »Rechts- und Linksum«, »Richt euch«, Meldung machen. In bester Kasernenhoftradition wurden Zehnjährige von Zwölf- bis Vierzehnjährigen »geschliffen«: »Hinlegen«, »Robben«, »An die Mauer, marsch,

marsch«. Die Erniedrigungsrituale des Militärs waren überraschend alltäglich. Seinen Namen aus 50 Metern Entfernung für alle verständlich brüllen, das sogenannte »pumpen«, also Liegestütze, Kniebeugen – phasenweise.«²

Dies war alles andere als erfreulich, wenn man es nicht »sportlich« nahm, und »sportlich« war ich nicht. Aber mein Unbehagen war uneindeutig. Warum? Weil alle dabei waren, und ich wollte, trotz allem, eben auch dabei sein. Wer nicht dabei war, war wie einer, der beim Kindergeburtstag nicht eingeladen war, hat Carola Stern die Situation treffend charakterisiert.³ Das gemeinschaftliche Erlebnis hatte zwar seinen Preis, aber auch seine Faszination:

»Wir waren dabei und waren damit einverstanden, so zu sein wie alle – und dann war da zugleich dieses andere Gefühl, anders sein zu wollen. Aber ich wollte um keinen Preis entdeckt werden. Das hätte Nachteile gebracht. Ich war unsportlich, kein guter Marschierer und genierte mich (weil falsch) zu singen. Und trotzdem, mit der Fahne voran, dahinter die Landsknechtstrommeln, durch die Straße marschieren, marschieren (!) das gefiel mir. Nicht nur, weil die Passanten stehen blieben, es war vor allem das »Mitmarschieren«. Die mitreißenden Liedertexte hatten mich, ohne daß ich sang, ergriffen, von »Vorwärts, vorwärts schmettern die hellen Fanfaren« bis zu »Heilig Vaterland« ...«⁴

Es war anders als (fast) alles Bisherige. Es löste eine eigentümliche Aufregung aus. So geht man unter in dem, was man in wesentlichen Teilen überhaupt nicht mag, und ahnt nicht, daß mit sublimer Gewalt der Grund gelegt wird für eine Form und eine Haltung, die einmal das ganze Leben umfassen sollte.

*

Dabei hätte man es wissen können. Mindestens Ältere hätten es wissen und den Jüngeren sagen können. Aber weder meine Eltern (die es vermutlich nicht wußten) noch einer meiner Lehrer hat mich aufgeklärt. Man hätte es wissen können, weil Hitler so verblüffend offen und ehrlich war. Fast alles, was er dachte und wollte, hat er in »Mein Kampf« publiziert oder in seinen zahlreichen öffentlichen Reden mit unüberbietbarer Deutlichkeit kundgetan:

»Diese Jugend, die lernt ja nichts anderes als deutsch denken, deutsch handeln. Und wenn nun dieser Knabe und dieses Mädchen mit ihren 10 Jahren in unsere Organisationen hineinkommen und dort nun so oft zum erstenmal eine frische Luft bekommen, fühlen, dann kommen sie vier Jahre später vom Jungvolk in die Hitlerjugend, und dort behalten wir sie

2 Gunter Otto, Es war alles so normal, 120; vgl. auch Gunter Otto, Anmerkungen, 20–22.

3 Carola Stern, In den Netzen der Erinnerung, Reinbek bei Hamburg 1986, 198.

4 Gunter Otto, Es war alles so normal, 121.

wieder vier Jahren, und dann geben wir sie erst recht nicht zurück in die Hände unserer alten Klassen- und Standeserzeuger, sondern dann nehmen wir sie sofort in die Partei oder in die Arbeitsfront, in die SA oder die SS, in das NSKK usw. Und wenn sie dort zwei Jahre oder 1½ Jahre sind und noch nicht ganz Nationalsozialisten geworden sein sollten, dann kommen sie in den Arbeitsdienst und werden dort wieder sechs und sieben Monate geschliffen. Alle mit einem Symbol, dem deutschen Spaten. Und was dann nach sechs oder sieben Monaten noch an Klassenbewußtsein oder Standesdünkel da oder da noch vorhanden sein sollte, das übernimmt dann die Wehrmacht zur weiteren Behandlung auf zwei Jahre. Und wenn sie dann nach zwei oder drei oder vier Jahren zurückkehren, dann nehmen wir sie, damit sie auf keinen Fall rückfällig werden, sofort wieder in SA, SS usw. Und sie werden nicht mehr frei, ihr ganzes Leben.«⁵

Erste Ahnungen, daß es so oder ähnlich werden würde, daß jedenfalls nach dem (gewonnenen?) Krieg nicht die Freiheit winkte, tauchten in der Luftwaffenhelferzeit auf. Wenn wir nach einem Kurzurlaub wieder in die Flak-Batterie zurück mußten, fuhren mein Bruder und ich erst mit der S-Bahn, und bei gutem Wetter gingen wir das letzte Stück Weg zu Fuß, etwa zwanzig Minuten. Dann träumten wir von der Zukunft, von Berufs- oder Studienplänen, vom Leben »danach«. Da höre ich mich sagen: »Aber die Uniformen werden wir wohl nicht mehr loswerden.«

*

In einem einschlägigen Zeitschriftenartikel heißt es 1941: »Noch nie war in der Welt eine Jugend so einheitlich und in allen soldatischen Tugenden erzogen, und so für den Wehrdienst begeistert, wie die Hitlerjugend bei Ausbruch des Krieges.«⁶

Das war die ideologische Grundlage für die ab 1942 ausgearbeiteten (und im Kompetenzstreit der Minister und Funktionäre mehrfach veränderten) Pläne, Schüler der Jahrgänge 1926 und 1927 (weitere folgten) zu Hilfsdiensten bei der Luftwaffe heranzuziehen. Konkret sah das ab Februar 1943 so aus:

»Für die Luftwaffenhelfer galt: Schüler leben in Flakstellungen unter dem Kommando von Soldaten und Offizieren, insbesondere der unteren Chargen, die hier eine zusätzliche Chance der Machtentfaltung hatten. Die Schule war günstigenfalls störend oder geduldet. Das Elternhaus war in beiden Konzepten ausgeschaltet. Die Nazis hätten, was durch die Verhältnisse legitimiert wurde, nicht kunstvoller erfinden können. Anders

5 Adolf Hitler, Rede in Reichenbach 1938, zitiert nach: Ludwig Helbig, »Und sie werden nicht mehr frei, ihr ganzes Leben«, Weinheim 1982.

6 Junges Deutschland, Heft 8/1941, 194. Zitiert nach: Ludwig Schätz, Schüler-Soldaten, Frankfurt/M. 1972, 6. Das Buch von Schätz ist eine der wenigen soliden wissenschaftlichen Arbeiten zum Thema Luftwaffenhelfer.

formuliert: eine verbrecherische Macht- und daraus folgende Kriegspolitik produzierte wie von selbst zusätzliche Möglichkeiten systemstabilisierender politischer Erziehung.«⁷

Ich war vom 15. Februar 1943 bis 22. September 1944 (Einberufung zum Reichsarbeitsdienst) Luftwaffenhelfer. Entlassen wurde ich als Luftwaffenoberhelfer. Das Datum meiner Beförderung ist mir leider abhanden gekommen, so daß ich den Tag nicht mehr feiern kann.

Und wieder die Ambivalenz!

Einerseits mein Abscheu gegenüber der tendenziell (wenn auch nicht in jedem Einzelfall) menschenverachtenden militärischen Lebensform, gegenüber Willkür und Schikane, gegenüber angemaßter Macht und herrschsüchtiger Dummheit, gegenüber fast allem, was nun zu lernen war:

»Fußbodenreinigung mit der Zahnbürste, Innennähte der Kleidung entstauben oder Klosettkübel von innen blank putzen – derlei habe ich alles früh gelernt, nicht zu reden vom Betten »bauen«, Schrankordnung, Unterwerfungsformeln wie: »Ich bitte Herrn Unteroffizier ansprechen zu dürfen.« Wir hatten dafür eine mir noch heute ohne Nachdenken geläufige Formel: »Subordination ist die kontinuierliche Bemühung des Untergebenen, dümmmer zu erscheinen als der Vorgesetzte.«⁸

Aber da war eben auch wieder die andere Seite. Da war am Anfang ein Stück Neugier, gewiß auch Angst, aber auch Vorfreude auf das Abenteuer einer neuen Lebensform, die sich niemand genau vorstellen konnte, die aber auch nicht ohne attraktive Momente schien. Wen reizt so etwas mit sechzehn Jahren nicht? Was man dafür in Kauf zu nehmen hatte, war mindestens am Anfang nicht immer bewußt.

Bald wurde es freilich unübersehbar, und erst recht aus der Retrospektive:

»Aus heutiger Sicht war der Alltag zugleich voller Widersprüche und »reibunglos« unreal, normal und in einer geradezu bedrängenden Weise wirklich: Wir waren Kinder mit den Funktionen von Soldaten, und wir wollten diese Funktionen gut erfüllen ... Wir waren Schüler, denen zehn bis zwanzig Jahre ältere Gefreite und Obergefreite immer wieder klarmachten, daß sie über das Wesentlichste, was man im Alltag brauche, nicht verfügten: über das »Kreuzworträtselwissen«. Wie hoch ist der höchste Berg, wer war dann und dann deutscher Fußballmeister ...

Ein Kontakt zwischen den »alten« Soldaten und den »jungen« Schülern kam nicht zustande. Sie waren uns fremd und blieben es auch, gehörten durchweg zu dem, was wir als »Vorgesetzte« erlebten. Wir waren ihnen wohl eher unheimlich.«⁹

7 Gunter Otto, Es war alles so normal, 125.

8 Gunter Otto, Es war alles so normal, 127f.

9 Gunter Otto, Es war alles so normal, 127.

»Wir waren im Dienst ›normale‹ Soldaten, d.h. jeder Willkür und Schikane unterworfen, die eine militärische Tradition hervorgebracht und zunehmend verfeinert hat.«¹⁰

Die Folge war, daß die Ambivalenz im Laufe der Zeit immer mehr ins Ungleichgewicht kam. Sie schmolz dahin. Hier hat sich meine Aggression gegen alles Soldatische aufgebaut. Und, darauf lege ich Wert, sie hatte ihre Gründe.

Sie hat mich zugleich auch – vielleicht – gerettet. Als in der Batterie ein Trupp der Waffen-SS auftauchte, um Freiwillige für die Offizierslaufbahn in der Waffen-SS zu werben, die »Besten« von uns, wie es hieß, wurde ich gefragt (weil der Mann mich natürlich nicht kannte). Meine Antwort: Nein. Gegenfrage: Warum nicht? Meine Antwort: Weil ich keiner der »Besten« bin und auch nicht sein werde. Die Folge war ein Tobsuchtsanfall des SS-Häuptlings, aber das Problem war erledigt.

*

Dies alles liegt lange zurück. Nehme ich die makabre Zeit beim Reichsarbeitsdienst dazu – die übrigens schlimmer war als beim Militär, weil das Führungspersonal zum nicht geringen Teil aus gescheiterten Existenzen bestand und entsprechend »führte« – und die Zeit bei der Wehrmacht und in der Kriegsgefangenschaft, so ist es über fünfzig Jahre her. Welche Spuren sind geblieben?

»Ich habe eine anhaltende Sensibilität für und immer noch wachsende Aggressivität gegen Kommandosprache von Polizisten, Zollbeamten, ja Postschalterbeamten und in Formularen behalten. Ich kann nicht ertragen, wenn mich einer ohne Begründung anweist. Und ich glaube, daß die Formen unseres Zusammenlebens voll von solcher Art anweisender Rede sind.

Wo ich gehe und stehe, stolpere ich über Elemente der Militär- und Nazisprache in privaten Texten, öffentlichen Verlautbarungen oder in der Sprache von Zeitgenossen.

Ich fürchte insbesondere einen Mechanismus, in dem gleichermaßen die, die die Lust treibt, wie die, die nie Macht haben, Macht ausüben können. Die arroganten Schwachen, die Brutalen, die schlecht Bezahlten, die Benachteiligten, die ungerecht Behandelten, die ihre Chance beim Kommiß auf Zeit bekommen hatten. Ich kann mir kaum vorstellen, daß es heute anders ist.

Ich fürchte eine Form von Macht, die – mit Worten von heute – nicht diskursfähig ist.

Ich habe Angst vor Gewalt und Gewalttätigkeit.«¹¹

Ich habe absichtlich mit Worten meines Bruders geantwortet. Es ist der Vorzug des Zwillings, daß es zugleich seine Worte sein können – freilich

10 Gunter Otto, Es war alles so normal, 127.

11 Gunter Otto, Es war alles so normal, 129.

nun ohne die Sorge, daß ich mich in falscher Selbsteinschätzung bespiegele.

War von traumatischen Zügen die Rede? So vermutet mancher.

Ich weiß es nicht.

Es könnte ja auch der Extrakt von Lebenserfahrung sein, von wahrlich schwer erworbener.

Ich muß das nicht entscheiden.

*

Der Hintergrund der hier autobiografisch erörterten Problematik ist bestimmt durch die Rolle und Gestalt der Hitlerjugend. Dafür ist als Quelle Baldur von Schirachs Darstellung der Hitlerjugend¹² und die empirische biografische Untersuchung von Gabriele Rosenthal¹³ (dort weitere Literatur) wichtig. Die historische Aufarbeitung der Luftwaffenhelferthematik ist noch nicht sehr weit gediehen. Darstellungen, die auf Erlebnisberichten und Befragungen Betroffener beruhen, haben höchst unterschiedliche Qualität (z.B. Nicolaisen¹⁴, Schmeling¹⁵). Wissenschaftlich qualifizierte Darstellungen bieten Rolf Schörken¹⁶ und Ludwig Schätz¹⁷ (Lit.). Als ergiebige Quellen bieten sich Autobiografien von Autoren der Geburtsjahrgänge 1927/28 an. Als Beispiele nenne ich Martin Greiffenhagen¹⁸ und Günter de Bruyn.¹⁹ Die vier kurzen Kapitel, in denen sich de Bruyn in seiner »Zwischenbilanz« mit der Luftwaffenhelferzeit beschäftigt, zähle ich zum Besten, was über diese Zeit geschrieben worden ist. Im Vergleich damit weckt die Autobiografie von Wolfgang von Buch²⁰ eher Unbehagen. Eines der Hauptthemen des Autors, wenn nicht sein Kardinalproblem, auf das er immer wieder zurückkommt, ist der Umstand, daß die Luftwaffenhelfer Dienst als Soldaten tun mußten, aber nie Soldaten genannt wurden, geschweige denn als solche anerkannt oder gewürdigt worden sind. Ich gestehe, daß mich diese Frage weder damals noch heute je einen Augenblick bekümmert hat. Vermutlich hängt das damit zusammen, daß von Buch und ich das »Soldatische« als

12 Baldur von Schirach, Die Hitlerjugend. Idee und Gestalt, Leipzig 1934.

13 Gabriele Rosenthal (Hg.), Die Hitlerjugend-Generation. Biographische Thematisierung als Vergangenheitsbewältigung, Essen 1986.

14 Hans-Dietrich Nicolaisen, Die Flakhelfer. Luftwaffen- und Marinehelfer im Zweiten Weltkrieg, Berlin 1981.

15 Franz-Josef Schmeling, Vom Krieg ein Leben lang geprägt. Ehemalige Luftwaffen- und Marinehelfer antworten 50 Jahre danach, Osnabrück 1997 (Selbstverlag).

16 Rolf Schörken, Luftwaffenhelfer und Drittes Reich. Die Entstehung eines politischen Bewußtseins, Stuttgart 1984.

17 Ludwig Schätz, Schüler-Soldaten. Die Geschichte der Luftwaffenhelfer im Zweiten Weltkrieg, Frankfurt/M. 1972.

18 Martin Greiffenhagen, Jahrgang 1928. Aus einem unruhigen Leben, München 1988.

19 Günter de Bruyn, Zwischenbilanz. Eine Jugend in Berlin, Frankfurt/M. 1992.

20 Wolfgang von Buch, Wir Kindersoldaten, Berlin 1998.

Wert zutiefst unterschiedlich gewichten. In anderer Hinsicht ist von Buchs die Schrecken des Krieges bewegend herausarbeitende Darstellung aufschlussreicher. Sie zeigt, daß man über die Luftwaffenhelferzeit nicht pauschal reden kann. Es besteht ein tiefgreifender Unterschied zwischen den Dienstzeitverläufen der Jahrgänge 1927 und 1928. Die Angehörigen des Jahrgangs 1927 wurden in der Regel im Herbst 1944 zum Reichsarbeitsdienst und anschließend zur Wehrmacht eingezogen. Die Angehörigen des Jahrgangs 1928 wurden oft noch als Luftwaffenhelfer in die Bodenkämpfe der letzten Kriegsphase verwickelt.

Dr. Gert Otto ist emeritierter Professor für Praktische Theologie am Fachbereich Ev. Theologie der Johannes Gutenberg-Universität Mainz.